



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 20 October 1, 1953

Köln: Bund-Verlag, October 1, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Blind vor Tränen waren die schönen Augen der Gräfin Mechthild von Ravenfels, und ihr blasses Antlitz verzerrte sich vor innerer Qual. Sie achtete nicht auf den Weg, und nur mechanisch raffte sie den weiten knisternden Rock ihres so eleganten, geschmackvollen Ballkleides zusammen, damit er nicht vom Schmutz und Staub des holperigen Weges beschädigt würde. Ach, ihr todwundes Herz schrie auf vor Schmerz und fürchterlicher Enttäuschung.

Liebesroman in der Badewanne

Diese wenigen, für sich sprechenden Sätze stammen aus dem Roman „Wolken über Schloß Ravenfels“ von Luise B. Für kaum jemand, der sich je mit Literatur beschäftigt hat, wird dieser Name etwas bedeuten. Keiner unserer Literaturpápste und Kritiker hat die Romane dieser Autorin irgendwann einmal besprochen, und doch sind sie in weiten Schichten des Volkes von wesentlich größerer Wirksamkeit als die Romane der Weltliteratur. Diese in Romanform gekleideten Traumwelten bleiben in den Leihbüchereien haften, in den Buchhandel gelangen sie nicht und erheben auch nicht den Anspruch darauf, aber in den unzähligen Buchverleihstellen wuchern sie in üppiger Blüte. Zwei Drittel des Volumens einer durchschnittlichen Leihbücherei müssen aus diesen sogenannten Frauenromanen bestehen, wenn der Besitzer Wert darauf legt, daß sein Geschäft rentabel bleibt. Um die Probe aufs Exempel zu machen, stelle man sich an einem Samstag vor eine Leihbücherei. Es ist keine Seltenheit, daß Frauen mit zehn oder mehr dieser Romane das Geschäft verlassen, sie haben für den arbeitsfreien Sonntag den geistigen Bedarf für die ganze Familie eingekauft. So sitzen denn in ihrer Freizeit Urahne, Großmutter, Mutter und Kind bei der Lektüre von Frauen- oder Liebesromanen, identifizieren sich mit den Figuren einer Traumwelt, in der nichts als eitel Glück und Wonne herrscht, und sorgen dafür, daß auch die Nachfolger der Hedwig Courts-Mahler, die mit dem Schreiben solcher Romane immerhin die Kleinigkeit von 2,8 Millionen verdienen, leben können.

Wie leben nun die Autoren dieser Literatur der Oberflächlichkeit, wie kommen sie dazu, die Lebenslüge in immer neuer und vielgestaltiger Form schriftlich niederzulegen, und wie rechtfertigen sie es, ihre Leser mit dem Geschmacksideal des Biedermeiers über den Alltag hinwegzutäuschen? Luise B., heute eine der prägnantesten Vertreterinnen dieser Literaturgattung, lebt in einem Bauernhaus im Vorfeld von Köln. Die Wohnung ist geschmackvoll und modern eingerichtet, nichts läßt bei näherem Hinsehen darauf schließen, daß hier die Werkstatt der dreißigjährigen Frauenromane ist, mit denen die noch nicht dreißig Jahre alte Autorin seit zwei Jahren die Leihbüchereien überschwemmt. An den Wänden hängen kostbare asiatische Masken, eine ganze Wand wird von einem riesigen Bücherregal eingenommen, in dem alles zu finden ist, was heute in der Literatur Rang und Namen hat, alte Stiche, geschnittene Truhen und über einer Couch die eigenhändig von Chagall signierte Kopie eines seiner Gemälde.

Wie schreiben Sie Liebesromane?

Der in einem Bürgerhaus aufgewachsene Autorin wurde das Anfertigen von Frauenromanen nicht an der Wiege gesungen. „Ich habe nie die Absicht gehabt zu schreiben, und ich weiß auch, daß ich eigentlich gar nicht schreiben kann. Nicht einmal meine

Deutschaufsätze in der Schule wiesen überdurchschnittliche Noten auf“, sagt die dunkelhaarige Frau mit dem intelligenten Gesicht. „Mein Mann war Schauspieler, wir lernten uns kennen, als ich in Süddeutschland Germanistik studierte, wir heirateten, lebten mehr schlecht als recht, und eines Tages kam die Währungsreform. Mitten auf einer Tournee verlor mein Mann sein Engagement, das Unternehmen ging in Konkurs. Was sollten wir tun? Irgendein Bekannter sagte mir, welch großer Bedarf an Frauenromanen vorhanden sei, und ich dachte, vielleicht ist das eine Möglichkeit, Geld zu verdienen. Ich gab mein Studium auf, meine Doktorarbeit über Rilke ließ ich liegen und machte mich an den ersten Roman. Glauben Sie nicht, daß es einfach war. Man muß sich zwingen, genau so zu schreiben, wie es nicht ist. Im Anfang war es schwer. Für meinen ersten Roman brauchte ich drei Monate. Und ich war eigentlich selbst erstaunt, daß man ihn sofort druckte.“

„Und heute haben Sie es wohl geschafft?“
„Heute fließen mir die Romane aus der Hand in die Maschine. Ich setze mich in meine Badewanne, Sie müssen wissen, daß das für mich der einzige Platz ist, an dem ich wirklich ungestört arbeiten kann, und schreibe einfach drauflos.“

„Aber Sie müssen sich doch ein Konzept machen, irgendeine Idee muß Ihnen doch vorschweben, wenn Sie anfangen.“
„Das ist wahr“, antwortet sie. „Das mache ich mit meinem Mann zusammen. Wir setzen uns, wenn ich den letzten Roman fertig geschrieben habe, abends zusammen, trinken eine Flasche chilenischen Rotwein, »Flor del Maipo« heißt er, und überlegen einen roten Faden. Sonst nichts. Dann mache ich einige Tage Pause, je nachdem, ob mein Verleger drängt oder nicht, und dann steige ich in meine Badewanne.“

„Und wie lange brauchen Sie durchschnittlich für einen Roman?“
„Das kann ich so genau nicht sagen, es gibt Tage, an denen ich nicht die geringste Lust zum Schreiben habe. Dann lasse ich es auch, und manchmal schreibe ich je Tag 20 Manuskriptseiten. Alles direkt in die Maschine. Hier zum Beispiel dieser Roman „Komteß Odas Glück und Leid“ war in vierzehn Tagen fertig. „Gräfin Martina sagt nein!“ in drei Wochen. Für „Die Letzte von Schloß Wildenstein“ habe ich sechs Wochen gebraucht, aber das war ein Ausnahmefall, mein Mann war krank, und ich mußte ihn pflegen. Im allgemeinen rechne ich je Roman einen Monat, und auch mein Verleger rechnet damit.“

Vertrau mir, kleine Baroneß

„Können Sie den Inhalt eines Romans einmal kurz skizzieren?“

„Ja, warum nicht“, sagt sie und greift hinüber in das Bücherregal, wo in rotes Halbleder eingebunden die gesammelten Werke stehen. Sie nimmt einen der Bände heraus. Der Titel lautet: „Vertrau mir, kleine Baroneß!“ Die Story ist schnell erzählt: „Ein grausames Schicksal nimmt der jungen, fast noch kindlichen Baroneß van Ahlen durch einen schrecklichen Autounfall den über alles geliebten Vater, die Schwester, den Schwager. Die Baroneß ist in diesen Tagen um Jahre reifer geworden, ergreift aber unsicher jede Hand, die sich ihr zur Hilfe entgegenstreckt. Da ist Graf von Merck, der Verwalter des väterlichen Guts, Baron von Zierberg, Graf Bergheim, alle bemühen sich um die Baroneß. Einer ernsthaft, weil er sie liebt, der andere, weil ihm das väterliche Erbe ins Auge sticht. Natürlich erkennt die Baroneß nach anfänglichem Irrtum die echten Qualitäten des echten Bewerbers, und es endet alles auf einer Hochzeit.“

„Es ist kaum zu glauben. In einer Zeit sozialer Revolution, einer Zeit, die durch zwei Kriege gezeichnet ist, in einer Zeit härtesten Existenzkampfes für jeden einzelnen schreiben Sie Romane, die so tun, als ob es diese Wirklichkeit überhaupt nicht gäbe.“



Schlösser und Adelsnamen

„Das ist es ja eben“, sagt Luise B. lächelnd, „was ich schreibe, ist ein Verbrauchsprodukt für alle die, die im Leben zu kurz gekommen sind. Die handelnden Figuren meiner Romane sind Edelmenschen, reiche Nichtstuer, adlige Frauen, die nie in ihrem Leben einen Putzlappen in der Hand hatten oder vor einer Maschine standen. Sie leben dahin, nur mit der Verwaltung ihrer Güter beschäftigt, spielen Golf und Tennis, haben nie schmutzige Hände. Alle Figuren müssen der Wirklichkeit fernstehen, einfach deshalb, weil sie die Traumfiguren von Millionen von Lesern sind. Sie müssen kostspielige Ambitionen haben, mit denen sie ihr Leben füllen, nur eines dürfen sie nicht tun, arbeiten. In einem meiner ersten Romane war der Held ein Ingenieur, und in einer Szene wurde gezeigt, wie er seiner Tätigkeit nachging. Der Roman ging nicht, und mein Verleger schickte mir Leserbriefe mit dem Tenor: »Das Buch ist schlecht, der Held arbeitet ja.« Überhaupt waren meine ersten Romane realistisch, aber das konnte ich nicht durchhalten, da mein Verleger und das Publikum meinten, es kämen zuwenig Schlösser und Adelsnamen darin vor. Außerdem haben meine Romane noch einen ethischen Gehalt. Alle Bösewichte werden entlarvt. Das Gute siegt immer.“

„Ja“, sage ich, „auch dadurch unterscheiden Sie sich von der Wirklichkeit!“
„Zugegeben“, antwortet die Autorin der dreißigjährigen Romane, „aber es ist für den Durchschnittsleser angenehm zu lesen, daß es so etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit gibt, selbst wenn sie nur auf dem Papier meiner Bücher auftritt. Und ich schreibe nur für diesen Durchschnittsleser.“
„Kennen Sie einigermaßen die Zusammensetzung Ihrer Leserschaft? Glauben Sie, daß es ganz bestimmte Volkskreise sind, die Ihre Bücher lesen?“
„Nein“, antwortet sie bestimmt, „meine Leserschaft ist in allen Schichten des Volkes beheimatet, es sind eben die Menschen, die der graue Alltag benachteiligt hat und die aus ihm heraus die Flucht in eine angenehmere Welt ergreifen.“

Fortsetzung Seite 5

Während in den Ministerlogen der Berliner Oper die östliche Prominenz ihrer Empörung über den unpünktlichen Beginn der Galavorstellung laut Ausdruck gab, entstand hinter der Bühne eine große Unruhe. Und als sich endlich der Vorhang öffnete, sahen die Zuschauer statt des weitberühmten Tanzpaares einen unbekannteren Mann im schwarzen Anzug. Der verbeugte sich und sagte: „Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Nora Kovats und Istvan Rab soeben einen Autounfall erlitten haben und leider nicht auftreten können. Statt dessen...“

Während sich der Mann im schwarzen Anzug wieder zurückzog, verlangt unweit der Oper ein junges Ehepaar an einem



Nora und Istvan das tanzende Ehepaar

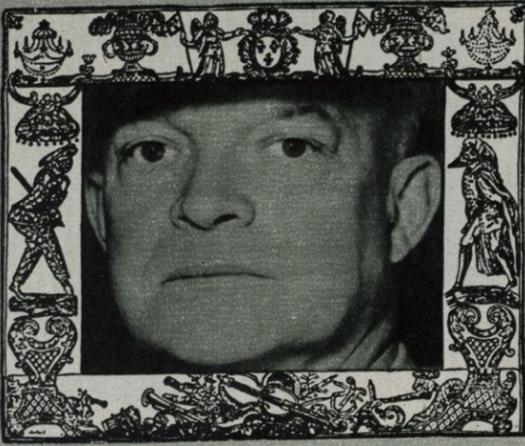
U-Bahn-Schalter eine Fahrkarte. Dem Beamten fiel der iredme Akzent auf, die Unkenntnis der Stationen... Aber dann verlangte schon wieder jemand ein Billett, und die beiden waren verschwunden.

Während das junge Ehepaar den nächsten U-Bahn-Zug Richtung Westen bestieg, fuhr vom Haus des Staatssicherheitsdienstes schwarze, unauffällige EMW-Limousinen mit dem konkreten Auftrag los, Istvan Rab und seine Frau Nora — auch Nora Kovats genannt — schnellstens und auf jede mögliche Weise wieder herbeizuschaffen.

Während am Morgen die Beamten des SSD müde und erfolglos zurückkehrten, stand ein junges Ehepaar in der Schlange vor der Westberliner Flüchtlingsstelle, rückte langsam vor und gab zu Protokoll: Nora und Istvan Rab, Beruf Tänzer, letzter Wohnort Budapest. Unser Reporter Klaus Collignon traf sie jetzt in München.

Fortsetzung Seite 7



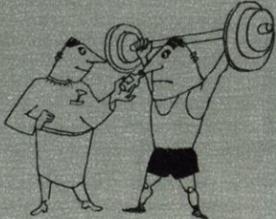


Vorbeigehauen

USA-Präsident Eisenhower, ein begeisterter Golfspieler, soll nicht immer ein besonders geschickter Spieler sein, berichtete dieser Tage der Filmkomiker Bob Hope. So habe ein schwarzer Balljunge, als vor kurzem Eisenhower wieder einmal den Ball verfehlte, gesagt: „Da haben Sie aber ziemlich vorbeigehauen, Mister!“ Ein zweiter Balljunge habe dem Vorwitzigen zugeflüstert: „Mensch, das ist doch der Präsident. Sei vorsichtig mit deinen Worten!“ Als kurz darauf Eisenhower denselben Fehler machte, habe der Balljunge gesagt: „Schon wieder vorbeigehauen, Mister Lincoln.“ — (Lincoln war US-Präsident von 1860 bis 1865.)

Herr Nachbar, Ihr Fläschchen...

Der sowjetische Mannschaftsarzt Eganjan bei den Gewichtheber-Weltmeisterschaften in Stockholm tat offensichtlich sein möglichstes, um den Sieg seiner Mannen und die Niederlage der USA zu sichern. Er ließ Kanadas riesigen Gewichtheber Doug Hepburn an etwas riechen, was er in seiner Hand hielt und das vorher die Runde bei allen Sowjetsportlern gemacht hatte. Ergebnis: Hepburn stellte einen neuen Weltrekord im Drücken in der Schwergewichtsklasse auf, entschied damit die Meisterschaft im Schwergewicht und vernichtete Amerikas letzte Chance, die Sowjet-Union zu schlagen. Auch der Argentinier Humberto Selvetti durfte einmal riechen und wurde Dritter.



Schwarz in Weiß

„Ich bin der Schornsteinfeger“, sagte ein schneeweiß gepudertes Mann, der ächzend das Kalksteinsandwerk in Obershagen (Niedersachsen) betrat. Der Schornsteinfeger war, als er nach einer Leiter suchte, von einem Schuppen-dach in einen Kalkbehälter gestürzt, aus dem er sich nur mit Mühe befreien konnte.

Briefträger - keine Clowns

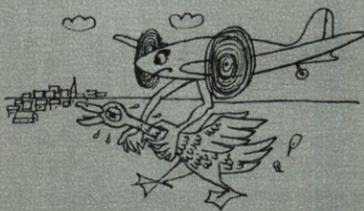
Die 350 Postbeamten von Singapur haben beschlossen, eine neue Uniform mit rotgestreiften Hosen zu boykottieren, mit der die Regierung sie ausstatten will. Auf einer Protestversammlung erklärte ein Redner, man werde sich einfach nicht Maß nehmen lassen. „Wir würden ja wie die Zirkusclowns aussehen!“

Sparsamkeit

Der holländische Mathematikprofessor Bruin hatte herausgefunden, daß man den Kalender nach 28 Jahren erneut verwenden könne, da dann die Wochentage auf dieselben Daten fallen. Daraufhin wurde er von einer schottischen Universität — zum Ehrendoktor ernannt.

Denkmal für eine Ente

Freiburgs Oberbürgermeister, Dr. Wolfgang Hoffmann, hat den Keramiker Richard Bampi in Kandern beauftragt, ein Keramikporträt jenes Enterichs zu schaffen, der am Abend des 27. November 1944 im Freiburger Stadtgarten so heftig schnatterte, daß die Anwohner, die das Geschrei des Tieres richtig als Warnung auffaßten, rechtzeitig in den Luftschutzkeller gingen. An jenem Abend fand der einzige große Bombenangriff auf Freiburg statt. Der Enterich fand dabei den Tod.



AUFWARTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppe. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 08 81. — AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertieldruck: Kölner Pressdruck GmbH., Köln.

Das Gespräch in Gang bringen

Es wurden Forderungen an den Deutschen Gewerkschaftsbund gestellt, kann er sie erfüllen?

Wenn mein Hausnachbar oder ein guter Bekannter zu mir käme und sagen würde: „In deinem Haus, in dem so viele Menschen wohnen, ist nicht alles in Ordnung, da stimmt etwas nicht“, dann könnte ich mir das anhören und mit dem Nachbar oder Bekannten darüber reden. Vielleicht hat er recht, und es müssen bestimmte Dinge in meinem Haus bereinigt werden. Das in Ordnung zu bringen, was nicht stimmt, ist aber eine Sache, die nur die Bewohner des Hauses unter sich abzumachen haben. Niemand außerhalb des Hauses kann kommen und vorschreiben, wie die Bewohner in Zukunft miteinander zu leben haben und welche Vorschriften dafür gelten. Gegen so etwas würden sich alle wehren.

Das gilt auch für die Gewerkschaften. Niemand kann mit Forderungen von außen kommen und versuchen, irgend etwas zu ändern. Dagegen werden sich alle Mitglieder der Gewerkschaften wenden. Es ist nur ihre ganz eigene Sache, zu bestimmen, was in den Gewerkschaften zu geschehen hat. Nur sie, die Mitglieder, haben über richtig oder falsch, über Wege und Ziele zu entscheiden. Nichts anderes gilt. Und wehe den Gewerkschaftsleitungen, die sich auf etwas anderes einließen. Sie wären die längste Zeit im Amt gewesen.

Wir sagen nicht: Bei den Gewerkschaften ist alles in Ordnung. Das wollen und können wir nicht. Denn es wäre falsch. Über manches ist zu reden. Das kann aber nur unter uns geschehen. Unter Gewerkschaftern. Im Rahmen der uns selbst gegebenen Rechte und Pflichten werden wir unter- und miteinander unser Tun und Lassen regeln. Es ist unsere ganz ureigene Angelegenheit.

Auf allen Kongressen und Tagungen der Gewerkschaften in den letzten Wochen und Tagen haben sich die Teilnehmer einmütig zur Einheitsgewerkschaft bekannt. Und daß sie mit ganzer Kraft bemüht sein wollen, diese zu erhalten. Aber ebenso einmütig wandten sich alle gegen die Versuche parteipolitischer Beeinflussung. Alles, was außerhalb des satzungsgemäßen Weges von den Gewerkschaften gefordert wird, ist abzulehnen. Etwas anderes kann es für eine demokratische Organisation nicht geben.

Es setzt in Erstaunen, daß demokratische Politiker, denen der Aufbau der Gewerkschaften und deren Satzungen bekannt sein müßten, etwas anderes erwarten. Es ist unmöglich, daß Gewerkschaftsvorstände irgendwelche Forderungen erfüllen können, ohne sich an die Satzungen zu halten. In dem Augenblick, wo dieses geschähe, wären Gewerkschaften keine demokratischen Organisationen mehr, sondern so etwas, wie heute Gewerkschaften in den Ländern aussehen, die unter Diktatur stehen.

Die dem Deutschen Gewerkschaftsbund übermittelten Forderungen waren kein guter Dienst, um das notwendige Gespräch in Gang zu bringen und zu fördern. Ohne den Fordernden Absicht zu unterstellen, entstand das Bild, daß der begangene Weg nicht der rechtmäßige ist.

Die Gewerkschafter haben dies sehr schnell empfunden. Aber nicht nur sie. Viele Stimmen, auch außerhalb der Gewerkschaften, weisen darauf hin, daß ein echtes Gespräch nicht mit ultimativen Forderungen beginnen kann. Das Gespräch soll sein. Aber es kann nur erfolgen im Rahmen der Möglichkeiten, die die Gewerkschaften haben.

H. T.

Max Reimann, der Patriot

30. August 1953. Wie jeden Morgen fahre ich durch die große Unterführung am Bahnhof Köln-Deutz. Am letzten Bogen klebt frisch, 1×1,5 Meter groß, der „große Patriot und Kämpfer der Arbeiterklasse, Max Reimann“. Dazu die Aufforderung: „Wählt KPD!“ Tausende Menschen gehen daran vorbei, gehen in die Fabrik, ins Geschäft, zum Vergnügen, sehen den „großen Genossen“ und gehen weiter, schüteln den Kopf oder grinsen, je nach Temperament...

7. September 1953. Abends drehe ich am Radio. Es ist wieder mal nichts Vernünftiges drin. Auf einmal habe ich den Deutschlandsender: „Die Wahlen in der Bundesrepublik waren weder frei noch demokratisch. Es waren amerikanische Wahlen. Sie standen im Zeichen des

amerikanischen Imperialismus... Westdeutschland befindet sich unter der Herrschaft imperialistischer Okkupationsmächte. Insbesondere die USA haben sich unmittelbar zugunsten der CDU in den Wahlkampf eingemischt, indem sie für den Fall der Nichtwahl Adenauers der westdeutschen Bevölkerung mit schweren Repressalien drohten.“ So weit der Deutschlandsender, und zwar wörtlich. Um ihn zu hören, brauchte ich weder meine Tür abzuschließen noch unter eine Bettdecke zu kriechen.

21. September 1953. Jeden Morgen fahre ich durch die große Unterführung am Bahnhof Köln-Deutz. Noch immer klebt dort, leicht verwittert, 1×1,5 Meter groß, „der große Patriot und Kämpfer der Arbeiterklasse, Max Reimann“. Dazu die inzwischen nicht mehr aktuelle Aufforderung: „Wählt KPD!“ Und immer noch gehen tausende Menschen daran vorbei, gehen in die Fabrik, ins Geschäft oder zum Vergnügen. Es sind die armen, verfolgten Bürger der Bundesrepublik, die nicht frei wählen können.

27. September 1953. Jeden Morgen fahre ich durch die große Unterführung am Bahnhof Köln-Deutz. Wenn die Bundesbahn nicht gelegentlich einen Reinigungstrupp losschickt, wird der „Kämpfer der Arbeiterklasse, Max Reimann“, wohl noch lange dort hängen. Und jeden Morgen stelle ich mir vor, was mir wohl passiert wäre, wenn ich an der großen Unterführung am Bahnhof Alexanderplatz, Berlin-Ostsektor, ein Plakat angeklebt hätte: „Wählt Adenauer!“ oder ein Plakat: „Wählt Ollenhauer!“

Jugendbücher mit brauner Färbung

Der Schild-Verlag in München, die Verlagsanstalt des Verbandes Deutscher Soldaten, hat sich entschlossen, „dem Bedürfnis jedes echten Jungen nach spannender Lektüre Rechnung zu tragen“ und „an Stelle der üblichen Wildwest- und Kriminalthemen“ einen Stoff zu bringen, „der dem soldatischen Erleben entnommen ist und auf wahren Begebenheiten beruht“. Von den sechs bisher angekündigten Heften entspringen zwei dem geistigen SS-Quell des Nazischriftstellers Erich Kern. Die Sprache, die man hier der deutschen Jugend präsentiert, ist eine vollendete Mixtur aus Landser-Jargon und Stürmer-Stil; und wenn wir auch wissen, daß die Sprache des Krieges sich durch eine gewisse Rauheit von der gesellschaftlichen Umgangssprache unterschieden hat, so fragt sich doch, ob es pädagogisch wünschenswert ist — und Jugendbücher sollten durchaus solche Gesichtspunkte berücksichtigen —, diesen Jargon in derlei Schriften beharrlich zu pflegen. Besonders noch, weil ja der Jugend diese Art von Helden, die sich nicht „zur Sau machen lassen“ wollen und lieber den anderen „in die Schnauze hauen“, als leuchtende Beispiele zur Nachahmung empfohlen werden.

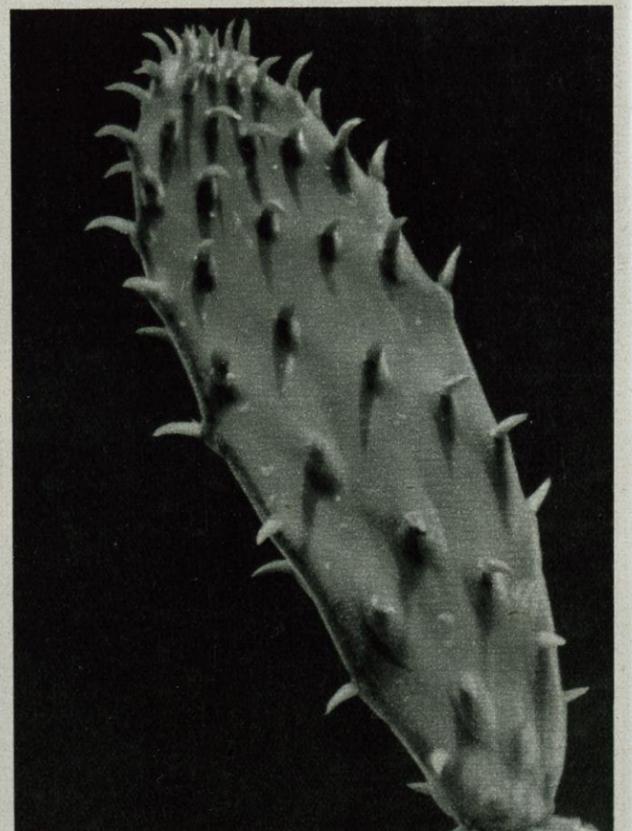
Es fehlt natürlich auch nicht aufseiten der deutschen Soldaten und deren estnischen

Verbündeten an „gutgeschnittenen Gesichtern“, und ebenso selbstverständlich hat einer von ihnen „eine klare Stirn und sympathische Hände“. „Seine blauen Augen, die er jetzt erwartungsvoll auf den Hauptmann richtet, waren voll Ruhe.“ In dem zweiten Heft „Das unheimliche Fort“, das ebenfalls aus der SS-Feder Erich Kerns stammt, wird der Kampf der französischen Fremdenlegionäre gegen die um ihre nationale Unabhängigkeit kämpfenden Eingeborenen geschildert. Für diese findet der Autor folgende liebevolle Darstellung:

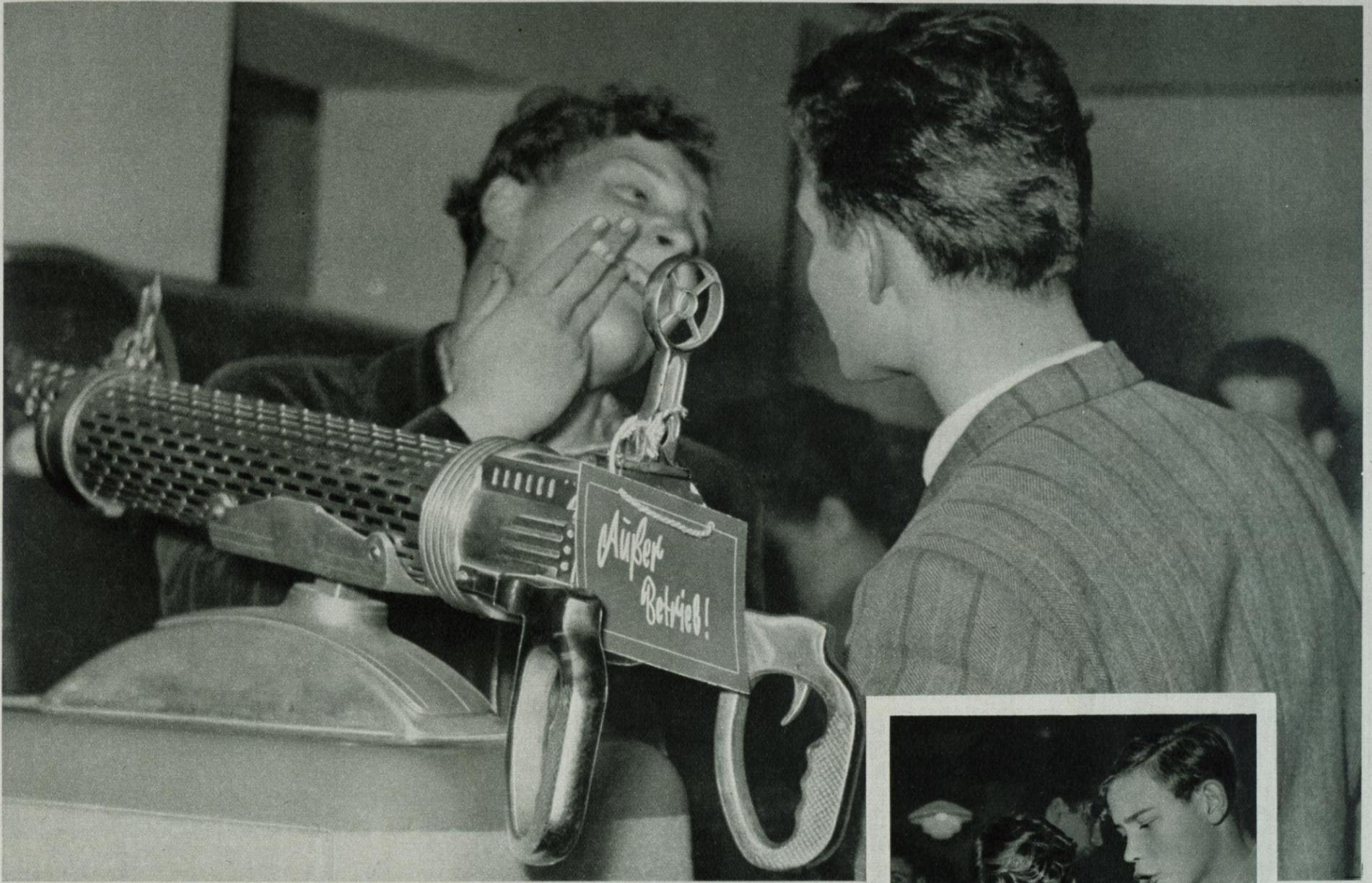
„Ein Wutgeheul antwortete auf den Meisterschuß. Der Feind hatte seine stille Anonymität aufgegeben. Ganze Menschen-trauben hingen nun an den Bambuspalisaden... Ihr Zielfeuer richtete furchtbare Verluste in der braunen Masse an... Die Rebellen versuchten auseinander zu laufen, aber es gelang nicht mehr. Die Garben mähten mitten unter sie...“ Daß für Herrn Kern und seinesgleichen der Kern jeder Sache darin besteht, billige Naziphrasen auf den Jahrmarkt des reaktionären Antibolschewismus zu werfen, ist nicht erstaunlich. Doch daß diese von einem höheren Ortes wohlwollend geförderten Verband vertrieben werden, dagegen muß man sich mit aller Klarheit und Deutlichkeit wenden. Peter Holz



Herr Bartagame (links) glaubt, rechts sei Frau Bartagame.



Frau Kaktus (rechts) glaubt, links sei Herr Kaktus.



Außer Betrieb ist das MG in der Spielhalle, und außer Betrieb ist auch Edgar, der dahintersteht. Der hat sich heute nämlich „frei genommen“, weil er „zum Zahnarzt muß“. Vorerst ist er aber in der Spielhalle und wartet, bis „was frei“ wird. Es braucht ja nicht unbedingt das MG zu sein. Wenn die Scheibe surrt, wenn die Kugel rollt, dann ist Edgar in seinem Element. Eine neue Leidenschaft hat Deutschlands Jugend gepackt.

Wolln mal Schießen spielen



Der Groschen fällt. Der Flipper gibt fünf Kugeln frei, und Edgar schießt. Oben leuchten die Zahlen auf: 30 000 — 35 000 — 55 000 — 60 000 — 80 000 — 90 000 — 120 000 — aus. 200 000 hätte Edgar haben müssen, um eine Flasche Coca-Cola zu gewinnen, die dem Wirt 20 Pfennig kostet. Neuer Groschen — neue Kugeln. „Neues Spiel — neues Glück“, sagt der Wirt, denn er weiß, daß es sein Glück ist, denn er weiß, daß von 15 Spielen eins gewinnt, denn er weiß, daß bei gut zehn Minuten Spielzeit 1,30 DM für ihn herauskommen. Edgar weiß das vielleicht auch. Zumindest kann er sich das ausrechnen. Statt dessen wirt er eine neue Kugel in den Kasten, drückt die Kugel in das Katapult, läßt sie polternd in das Feld jagen, versucht sie zwischen den straffen Gummibändern und den elektrisch geladenen Spiralen zu lenken. Das Haar fällt ihm in die Stirn, im Aschenbecher verglimmt die Zigarette, die Hände halten nervös den Kasten (Foto rechts). Aber der Kasten hält ihn, verlangt immer neue Groschen und gibt nur fünfmal eine rollende Kugel und für knapp eine Minute die kritische Bewunderung der Zuschauer (links). Unser Fotograf konnte sie unbemerkt beobachten.



Fotos: Herbert Hübenhal

Auf der Tribüne saß der Vater

Charlie Moore gewann in Helsinki den olympischen Hürdenlauf über 400 Meter und erfüllte damit ein Gelübde, das Charlie Moore 28 Jahre vorher feierlich (und wutentbrannt) abgelegt hatte.

Habe ich das zu schnell erzählt?

Bitte fangen wir vom Anfang an.

Berühmte Tormänner haben schon das Pech gehabt, im unrichtigen Moment in die Sonne zu blinzeln und kinderleichte Schüsse durchzulassen.

Große Tennis-Stars haben schon, vom Zwitschern eines Sperlings irritiert, todsichere Bälle verhaun, Hürden-Champions sind schon, aus psychologischen Gründen, aus ihrem empfindsamen Rhythmus geraten und dann über ihre Latten gestolpert, seltener über ihr Athletik-Komitee. Aber gerade das ist besagtem Charlie Moore passiert.

Im Frühsommer 1924, also vor 28 Jahren, gewann er die amerikanische Hochschulmeisterschaft und wurde damit zum Hürdenfavoriten für das bevorstehende Olympia von Paris. Beim letzten großen Meeting in Amerika wurde er zwar nur Vierter, aber das kränkte ihn wenig, denn er war für die Pariser Reise bereits nominiert. Überdies war es damals üblich, daß die

US-Athleten ein paar Tage vor Beginn der Spiele noch an Ort und Stelle Auswahlkämpfe austragen. Da würde er schon dafür sorgen, sich unter seinen Landsleuten die olympische Startberechtigung zu sichern.

Charlie Moore fuhr mit der übrigen Mannschaft über den großen Teich, trainierte in Paris und fühlte sich in Höchstform. Er wußte bei sich, daß er nicht bloß alle Amerikaner schlagen würde, sondern einfach alle. Eine Goldmedaille war ihm sicher. Er war bereit, darauf einige Eide abzuliegen.

Als er eines Abends in seinem Quartier lag und sich vor dem Einschlafen alle Einzelheiten einer triumphalen Heimkehr in den rosigen Farben ausmalte, stürzte ein Kamerad zur Tür herein: „Weißt du, was unser Athletik-Komitee soeben beschlossen hat?“ berichtete er atemlos. „Es gibt keine Auswahlkämpfe mehr, die ersten drei vom letzten Meeting in Amerika werden in Paris antreten.“

Charlie Moore war entsetzt. Es war ihm klar, daß er nur als Kiebitz über den Ozean gekommen war. Als er nach ein paar Minuten die Sprache wiedergefunden hatte, sagte er mit Bezug auf das Athletik-Komitee einige herzhafteste Worte, die sich aber auch nach 28 Jahren nicht so gut zum Abdruck eignen.

„Eines Tages“, sagte er bitter, „eines Tages werde ich einen Sohn haben, der nicht nur die Farben Amerikas bei den Olympischen Spielen vertreten wird, der nicht nur für Amerika im 400-Meter-Hürdenlauf am Start stehen, sondern diesen auch gewinnen wird.“

Charlie Moore heiratete, und fünf Jahre später traf Charlie Moore jr. ein, bestimmt, ein olympischer Meister zu werden. Es war seine Erbschaft. Während die übrige Familie Moore gerührt um die Wiege des Neuankommings versammelt war und sich mit jenen scherzhaften Gesten und Zurufen betätigte, mit denen Erwachsene Säuglinge zu belästigen pflegen, stand Vater Moore still da und dachte daran, ob dieser Sprößling wohl in der Lage sein werde, das Versprechen des Vaters zu erfüllen.

Charlie Moore jr. entwickelte sich zu einem kräftigen, hübschen Jungen, der sich an seiner Schule und im New York Athletic Club die ersten leichtathletischen Sporen verdiente. Er entwickelte sich zu einem beachtlichen 400- und 800-Meter-Läufer (oder amerikanischer ausgedrückt: zu einem Viertel- und Halbmeiler), was unter Umständen als die richtige Voraussetzung für einen Hürden-Langstreckler, also 400-Meter-Läufer, gelten kann.

Vater Charlie hatte bisher in den Gang der Ereignisse gar nicht so deutlich eingegriffen. Am 20. Geburtstag des Sohnes (1949) regte er diesen zum ersten Male an, sich doch über die Hürden zu versuchen. Charlie, der jüngere, tat es und

zeigte angeborenes Talent. Der Vater strahlte. In den Jahren 1950 und 1951 ging der junge Moore auch schon bei Hürdenläufen über 400 Meter an den Start, mit einem anfangs unbeachteten und dennoch sensationellen Erfolg. Moore wurde in den normalen Läufen über 400 und 800 Meter oft geschlagen, und so merkte man zuerst kaum, daß er, wann immer er über 400 Meter Hürden antrat, Sieger blieb. Charlie Moore ist ein Athlet, den bisher niemand im 400-Meter-Hürdenlauf besiegt hat.

1951 und besonders 1952 war Charlie Moores unumstrittene Favoritenstellung im langen Hürdenlauf natürlich längst allgemein bekannt. Es war also die natürlichste Sache der Welt, daß Charlie Moore in Amerika im letzten olympischen Auswahlmeeting siegte, daß er nach Helsinki kam und seinen Vorlauf in olympischer Rekordzeit gewann und daß er im Endlauf, trotz schwerer Bahn, seinen eigenen olympischen Rekord wieder einstellen und den Russen Jurii Lituev hinter sich lassen konnte.

Die wahre innige Freude, die war in jenem Charlie Moore, der in Helsinki auf der Tribüne saß, in Charlie Moore, dem Vater. Überflüssig zu sagen, daß er es sich nicht hatte nehmen lassen, übers Meer zu fahren, um dabei zu sein, wenn sein Gelübde Wahrheit würde. Er war glücklicher und stolzer, als wenn er seinerzeit selbst gesiegt hätte.

Ja, Pech muß man haben — und Geduld auch!



Samstagsnachmittags um 3 Uhr. Von einer milden Herbstsonne beschienen, stehen schwedische Holzhäuser in Münchens Hochstraße. Unser Fotograf pirscht sich heran... Da gehen plötzlich die Fenster auf. Mädchenköpfe erscheinen. „Wir haben Sie gesehen!“, lachen sie. „Fotografieren Sie uns!“ Fotograf Heinz Held richtet seine Kamera auf Traudel, die sich für den „Ausgang“ feil macht (links). „Was seid ihr für Mädchen?“, fragt Held. „Sehen Sie sich das Haus an“, antworten die Mädchen...



Bei uns ist alles okay

sagen die Jungen und Mädchen des neuen Münchener Lehlingsheimes



Im Hause nebenan stehen Jungen auf der Treppe. Held sagt: „Ich soll mir das Haus ansehen...“ „Bitte“, sagen die Jungen, „können Sie ruhig, bei uns ist es okay. Wir fühlen uns wie daheim...“



Dr. Knöfel, der Leiter des Münchner Lehlings-Wohnheimes erzählt unserem Fotografen, daß die schwedische Organisation „Rädda-Barnen“ der Stadt München das schöne Lehlingsheim schenkte.

Unser Bildbericht besuchte das Jugendwohnheim Rädda-Barnen in Münchens Hochstraße an einem Samstagnachmittag. Er konnte deshalb die jungen Kollegen und Kolleginnen — ja auch Kolleginnen — nicht beim Schachspiel, beim Tischtennis, in der Dunkelkammer oder beim Klavier- und Akkordeonspiel fotografieren. Jungen und Mädels gingen nämlich aus. Siebzig von hundert Jungen und Mädels sind Flüchtlinge, und sie wollten sich München ansehen. Der Besuch unseres Fotografen war trotzdem interessant. Das Wohnheim wurde von der schwedischen Organisation der Stadt geschenkt. Der Landesverband der Arbeiterwohlfahrt betreut es, und der Vorsitzende des Beirates ist ein Jugendsekretär des DGB. Drei Jahre besteht das Jugendwohnheim jetzt — eins der wenigen, in denen Jungen und Mädchen gemeinsam leben. Sie fühlen sich dort daheim. Sie brauchen für ihre ersten beruflichen Schritte auf dem Großstadtpflaster der bayrischen Landeshauptstadt diese Lebensgemeinschaft zur Meisterung ihrer Schwierigkeiten und zum gemeinsamen Erleben von freudigen und festlichen Ereignissen. Internationale Freunde schaffen Verbindung zur Welt. Kam da zum Beispiel aus Kopenhagen ein Brief:

„In dem wir für Schönen Tagen in München bei Ihnen danken, haben wir die Vergnügung, Ihnen zu einem Besuch hier bei uns in Dänemark einzuladen. Unsere Erfahrung ist, daß je mehr Jungen der verschiedenen Länder einander besucht, je mehr verstehen sie einander, und was das für unsere Zukunft bedeutet, können wir gar nicht massen. Also, Herzlich willkommen in Dänemark. Wir wollen machen alles was wir können um Ihren Besuch ein Erlebnis für Sie zu machen.“

Und der Besuch war denn auch eine „Vergnügung“. Die Jungen aus München führen im Sommer zu einem gemeinsamen Zeltlager mit den Dänen zur Insel Oro. Im vorigen Jahr waren sie in Oberitalien.



Dieses Heim unterscheidet sich von den vielen anderen Heimen dadurch, daß Jungen und Mädchen gemeinsam in ihm wohnen, daß alle ein Einzelzimmer haben und daß es gute Freunde in aller Welt hat. Inge (oben) freut sich besonders, daß sie in dieser Atmosphäre lernen und leben kann...

Es ging nicht nur um die Opas

Früchte getragen - Was die Postjugend in zwei Jahren von Königswinter bis Wiesbaden leistete

Zuletzt war ich bei ihnen in Königswinter. Das ist gut zwei Jahre her. Damals habe ich die besten Eindrücke von meinem Besuch mitgenommen. Nun war ich wieder zu Gast in diesem Kreis, und zwar in Wiesbaden-Sonnenberg, wo die Jugend der Deutschen Postgewerkschaft ihren zweiten Gewerkschaftsjugendtag ablaufen ließ.

Zwei Jahre Zeitraum können eine lange oder kurze Zeit sein. Das ist verschieden. Es hängt von den Dingen ab, die in dieser Zeit bewegt werden können. Als Frage bleibt, wie wurden diese zwei Jahre genutzt?

Setzen wir diesmal das Urteil voran. Die Jugend der Postgewerkschaft hat die Zeit zwischen erstem und zweitem Gewerkschaftsjugendtag sehr gut verwendet. Sie hat mit sehr viel Geschick und sehr viel Fleiß gearbeitet und einen breiten Raum innerhalb ihrer Gewerkschaft gewonnen, erst recht aber ein breites Fundament innerhalb der bei der Post tätigen Jugendlichen.

Die Zahl der jugendlichen Mitglieder bei der Postgewerkschaft ist seit Königswinter um fast 60 v. H. gestiegen. Allein im Monat Mai, der von der Jugend zum Jugendwerbemonat bestimmt wurde, konnten 1371 Neuaufnahmen verzeichnet werden. Ein Ergebnis, das als außerordentlich gut bezeichnet werden muß, wenn man bedenkt, daß man nur auf dem begrenzten Raum wirken kann, der zur Post gehört.

62 ordentliche Delegierte, darunter 12 Kolleginnen, vertraten die jungen Postler aus der Bundesrepublik. Das Durchschnittsalter war 25 Jahre. Sie kamen aus allen Beschäftigungsgruppen. Man muß wissen, bei der Post sind Arbeiter, Angestellte und Beamte tätig. Darum war es sehr gut, daß sich in den Delegierten die Vielzahl der postalischen Tätigkeiten widerspiegelte, daß eine gemeinsame Geisteshaltung die Delegierten beherrschte, bei der es keine Unterscheidung nach Berufsgruppen gab.

Etwas sehr Ordentliches war, daß den Delegierten der Geschäftsbericht schon Wochen vorher zugeleitet war, damit sie Gelegenheit hatten, die geleistete Arbeit kritisch zu betrachten und auf der Konferenz vorzutragen.

Nun, die Kritik an dem Geleisteten war gering. Die vom Jugendsekretariat und dem Gewerkschaftsjugendausschuß geleistete Arbeit bot wenig Ansatzpunkte zur grundsätzlichen Kritik. Denn, auf dem Gebiet der Schulung der jungen Mitglieder und Funktionäre für gewerkschaftliche, soziale und staatsbürgerliche Arbeit war Gutes getan. Das gleiche konnte auch von den anderen Sachgebieten gesagt werden, die der Erholung und Entspannung dienen. Die 375 Jugendgruppen der Postjugend waren sehr aktiv tätig und haben nicht nur in ihrem Rahmen, sondern auch bei der DGB-Jugendarbeit an der Gestaltung und Entwicklung des Ganzen beigetragen. Die Fragen des Berufs und der Aufstiegsmöglichkeiten der jungen Postler sind im Raume der Post sehr vielseitig. Und es kam nicht von ungefähr, daß diese Punkte eines der Hauptanliegen in Wiesbaden waren. Mit erfreulicher Fachkenntnis wurde von vielen Rednern zu diesen Dingen Stellung genommen, und die Wünsche und Forderungen wurden hierzu vorgetragen. Kein Gast konnte sich dem Ernst der Argumente entziehen. Dem Geschäftsbericht war zu entnehmen, daß die Arbeit der Postgewerkschaft auf diesem Gebiet gute Früchte getragen hat und manche in Königswinter gestellte Forderung Erfüllung gefunden hat.

Ein besonderer Punkt gewerkschaftlicher Jugendarbeit der Postjugend war der 1. Jugendwettbewerb. (Siehe Aufwärts Nr. 17.) In Wiesbaden wurde das Ergebnis dieses Wettbewerbes geschlossen in einer Ausstellung, im Zentrum der Stadt, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Das Ganze bot eine eindrucksvolle Schau des Könnens, des Schaffens und der Vielseitigkeit der bei der Post tätigen jungen Menschen.

Einmal ging es um die Opas — um die „Jugendopas“. Um die, die aus dem Jünglingsalter heraus sind, aber sich noch mit der Jugendarbeit befassen. So berechtigt der Wunsch ist, Jüngeren Verantwortung zu übertragen, läßt sich dies nicht immer verwirklichen, da es überall, bei der Gewerkschaftsjugend und bei allen anderen Jugendorganisationen, noch an Jugendgruppenleitern mangelt. An guten mangelt. Die Lücken, die das Dritte Reich und der Krieg hinterließen, lassen sich nicht so schnell schließen. Darum, das zeugt für die Aufgeschlossenheit der Jungen, kamen die Jugendopas sehr gut davon. Weil ihre Arbeit wirklich das beste Zeugnis für sie ablegt. Und auf die Arbeit kommt es an. Nun ein Wort zu den älteren Kollegen der Postgewerkschaft. Sie haben sich aufgeschlossen gegenüber der Jugendarbeit gezeigt. Aber in Wiesbaden bewiesen sie,

wie wichtig ihnen die Jugendarbeit ist, und welche Bedeutung sie ihr zumessen. Denn der gesamte Hauptvorstand und alle Bezirksleiter waren an einem ganzen Tag als Gäste und aufmerksame Hörer anwesend.

Wenn der 1. Vorsitzende der Postgewerkschaft, der Kollege Stenger, sagte, die Postgewerkschaft brauche sich um ihren Funktionsnachwuchs keine Sorgen zu machen, dann haben das die Zeit von Königswinter bis Wiesbaden und der 2. Gewerkschaftsjugendtag klar unterstrichen. Eines sei zum Schluß besonders festgehalten: das klare und eindeutige Festhalten der Jugend an der Einheitsgewerkschaft und den selbst gegebenen Satzungen.

Die Postler waren nicht nur unter sich. Freunde und Gäste waren gekommen, um der Arbeit des Jugendtages zu folgen. Willi Ginholt vom Bundesvorstand überbrachte die Grüße und Wünsche der gesamten Gewerkschaftsjugend für eine erfolgreiche Arbeit. Auch sonst wurde von den Gästen Gutes und Erfreuliches gesagt.

H. T.

„Salomon“ von Darmstadt

Ein Jugendrichter mit Herz und Verstand

Amtsgerichtsrat Holzschuh, bekannt wegen seiner Urteile gegen jugendliche Sünder, verurteilte einen Jugendlichen, ein Vierteljahr lang jeden Samstag in einem Altersheimgarten Arbeiten zu verrichten.

Der Sechzehnjährige hatte an einer Tankstelle ein Fahrrad weggenommen, weil ihm seine finanziell nicht gutgestellten Eltern keins kaufen konnten. „Ich hätte auch gern ein Auto und kann mir keins kaufen, aber deshalb darf man noch nicht gleich stehlen“, belehrte der Richter den Fahrraddieb.

Einem anderen Jugendlichen, der Kupferdraht entwendet und seinem Meister zum Kauf angeboten hatte, gab er auf, ein Jahr lang jeden Monat für ein Kinderheim Spielsachen im Werte von acht D-Mark von seinem Taschengeld zu kaufen. Die Kassenbelege muß der Jugendliche dem Jugendamt vorlegen. Befolgt er die richterliche Weisung nicht, erwartet ihn Jugendarrest.

Kurz und bündig handelte der Jugendrichter in einem dritten Fall. Hier hatten drei übelbeleumdete Lausbuben vor kurzem den Hund ihres Nachbarn gestohlen, das Tier mit einem Hammer getötet, geschlachtet und verzehrt.

Die Aufforderung, deswegen vor Gericht zu erscheinen, hielten sie offenbar für einen Spaß. Da sie nicht erschienen, erließ der Richter gegen alle drei Haftbefehl.

Ein pädagogisches Fossil

Erziehungsfeldwebel am Bahnsteig in Essen

Ein Mann mit einem martialisch zersäbelten Gesicht, den eisenbeschlagenen Wanderstab wie ein Gewehr geschultert, exerziert mit zwei Gruppen von Mädels und Buben von etwa zehn Jahren wie ein Unteroffizier auf dem Kasernenhof. Der forsche Mann ist offensichtlich ein Lehrer, die Kinder sind auf einem Schulausflug.

Aber was ist das für ein anachronistisches Fossil von Lehrer!

Ein ausgegrabenes Exemplar, Jahrgang 1902.

Er läßt abzählen, eins, zwei, eins, zwei, die Kinder müssen „Richtung nehmen“; mit einem Lineal bewaffnet durchläuft der Zerberus die Reihen und schlägt zwei Knaben auf die Finger, weil ihre Haltung „ordnungswidrig“ ist und die Finger für diesen pädagogischen Feldwebel immer an die Hosennaht gehören... Ein Mädchen, „empörend undiszipliniert“, wird am blonden Zopf gezogen, und einem Jungen, der „dummdreist erwidert hat“, wird angedroht, „ihm ein paar aufs Maul“ zu geben.

Endlich kommt der Zug. Der Zersäbelte entlockt seinem Mund einen schrillen Pfiff, und auf Kommando donnert ein Wanderlied aus den dressierten jungen Kehlen...

Singend, besser brüllend, steigt man, nun im Gänsemarsch, in die Zugabteile. Arme Kinder, die solchen Pseudopädagogen ausgeliefert sind!

Man kann sich spielend leicht vorstellen, wie so etwas in jedem Krieg „Durchhalten“ und „Opferbewußtsein“ jungen Menschen eintrichtert, mit um so größerem Eifer, weil er selbst, seiner so wertvollen erzieherischen Verpflichtungen wegen, als gänzlich unabkömmlich gilt.

Lehrerkarikaturen wie dieses zersäbelte Fossil vom Essener Bahnhof sind eine öffentliche Gefahr.

Eine Gefahr für die Jugend. Und das heißt für die Zukunft.

Charles Roesmer



„Auf der Reeperbahn nachts um halb eins tummeln sich brave Bürger“, erzählt unser Fotograf. „Sie suchen nicht etwa die Sünde, sie wollen nur andere sündigen sehen. Die Reeperbahn mit ihren vielen Bars und Kabarettis lebt von diesen Neugierigen...!“

Für Alliierte und Jugendliche ist diese Straße gesperrt. Ein „eiserner Vorhang“ verwehrt den Einblick. Dahinter bandeln lose Mädchen mit Männern an. Gut, daß man es nicht sieht...



Am Morgen, wenn die Neonlichter erlöschen, ist die Reeperbahn eine Straße wie jede andere. „Bikini-Girls“ verlassen müde das Nachtkabarett, sie haben das Plakatlächeln verloren. Für junge Männer sind sie jetzt uninteressant, Ihr „Dienst“ ist um.

H. Held fotografierte die 8. Folge unserer Städte-Reportagen: Hamburg

Was ist auf der Reeperbahn los?

Unser Fotograf sagt: „St. Pauli, Reeperbahn und Große Freiheit werden meistens von blederen Bürgern besucht. — Alles ist nur ein Geschäft...“



Der berühmteste Name an der Reeperbahn ist die „Große Freiheit“. Sie wurde in Schlagern und in Filmen gefeiert. Warum, fragte sich unser Fotograf?

„Große Freiheit“ nimmt sich der dänische Matrose, umhast ein Mädchen und bittet um ihre Anschrift. „Das geht zu weit“, meint das Mädchen und lacht.



Aber die Nacht deckt alles zu, die Armut und den Schmutz, Not und Verzweiflung. Nur das Geschäft bleibt. Jede Nacht lockt es von neuem: Tanz, Tanz, Tanz...

Jugendtreffen der IG Bau-Steine-Erden in Lüneburg

Lüneburg, das Herz der Lüneburger Heide, war am 12. und 13. September 1953 das Ziel der Baujugend aus dem norddeutschen Raum.

Mehr als 600 Kollegen aus den Landesbezirken Nordmark, Niedersachsen, Weser-Ems und Westfalen waren nach Lüneburg gekommen, um die traditionellen Begegnungen der Baujugend fortzusetzen.

Trotz der schlechten Witterung hatten sich von überall her die Baujugendgruppen auf den Weg gemacht. Leider behinderte der Regen die vorgesehene Abendrunde im Schillsteingrund. Dennoch konnte Jugendleiter Jöns alle Teilnehmer begrüßen und auf den Wert und den Sinn des Treffens eingehen. Dann lief im Rahmen einer Filmfeierstunde der Film „Die gute Erde“ ab. Ein Film, der alle Teilnehmer packte und viele nachdenklich werden ließ.

Anschließend, am Sonntagvormittag, zogen unsere Kollegen mit frohem Gesang und zahl-

reichen Transparenten mit ihren Fahnen und Wimpeln durch Lüneburg — voran die Mitglieder des Hauptvorstandes — zum festlich geschmückten Marktplatz, wo nach der Begrüßung der Kollege August Berlin im Rahmen einer Kundgebung das Wort ergriff. Seine Ausführungen zum Thema „Die Jugend und der neue Bundestag“ wurden wiederholt von Beifall unterbrochen. Er umriß in scharfen Worten die Arbeit des alten Bundestages, der bei so vielen wichtigen Gesetzen die Belange der berufstätigen Jugend unberücksichtigt gelassen hat. Kollege Berlin, der im alten Bundestag im Jugendfürsorgeausschuß gearbeitet hat, umriß abschließend die Forderungen und Wünsche, die wir an den neuen Bundestag stellen. Er wies die Versuche zurück, die Einheit der Gewerkschaft zu spalten und mahnte zur Treue gegenüber der Organisation. Im Bewußtsein an einer bedeutsamen Stelle im Kampf um die Einheit der Gewerkschaftsbewegung zu stehen, klang nach den ab-

schließenden Worten von Jürgen Jöns das Schlußlied über den Platz vor dem Rathaus.

Die Gruppen traten dann nach einem gemeinsamen Mittagessen die Rückfahrt wieder an.

Im Gewerkschaftshaus wurde am Tage vor dem Treffen eine umfangreiche Ausstellung unter den Leitworten:

„Arbeit — Freizeit — Bildung“

eröffnet, auf der ein Überblick über die vielseitige Jugendarbeit in der Gewerkschaft Bau — Steine — Erden gegeben wurde.

Insbesondere die Modelliergruppen der Maurer und Zimmerer waren mit einer Fülle von Modellen vertreten. Aber auch Steinmetze, Maler und Glaser waren vertreten. Ferner sah man sehr gute Arbeiten aus der keramischen Industrie. Die Ausstellung war ergänzt durch Fachbücher, zahlreiche Bilder, Statistiken u. a. und unterstrich besonders die berufsausbildende Arbeit, die durch die Gewerkschaft geleistet wurde.

Daß die Jugendarbeit der Baujugend aufwärts und vorwärts geht, wurde in Lüneburg so recht deutlich.

Gerhard Dachrodt

Liebesroman in der Badewanne Fortsetzung von Seite 1

„Darf man noch fragen, ob es sich finanziell für Sie lohnt, diese Frauenromane zu schreiben?“ fragte ich, obwohl es eigentlich unnötig ist. Von der Armut des Studentendaseins, von der Luise B. eben sprach, ist in der elegant ausgestatteten Wohnung nichts mehr zu merken.

„Wir sind anspruchsloser, als Sie annehmen“, erwidert sie und kalkuliert meinen Blick durch ihre Wohnung in ihre Antwort ein. „Aber ich habe eine große Leidenschaft, ich reise gern. Und wenn ich Ihnen sage, daß ich in den letzten Jahren viel gereist bin und daß ich mir auch sonst sehr viel erlauben kann, dann können Sie sich selbst ein Bild machen, ob es sich für mich gelohnt hat.“

„Ja, das kann ich“, antworte ich und erhebe mich und verlasse diese Wohnung, in der in einer Badewanne dreiunddreißig Frauenromane produziert wurden. Es gibt vieles, was man gegen die Herstellung dieser Romane sagen kann. Die unechten Gefühle, das falsche Heldentum, die Wirklichkeitsferne der Figuren und der Handlung, erstaunlich bleibt die technische Leistung dieser Frau, die es fertigbringt, einen Roman von 200 Schreibmaschinenseiten in vierzehn Tagen herzustellen. Und wenn man die Produkte dieser Frau angreifen will, was vom Standpunkt des Literaturkritikers und des Soziologen ohne Zweifel berechtigt ist, so wende man gleichzeitig den Blick auf unsere Zeitungen und Illustrierten, die auch nicht davor zurückscheuen, mit den Memoiren sämtlicher gekrönter Häupter Europas ihre Auflagezahlen in die Höhe zu treiben.

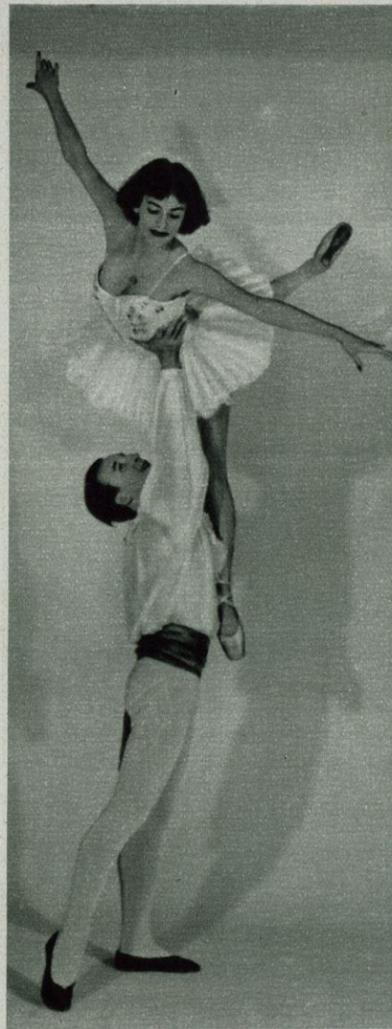
Jörg Wehmeier



Klaus Collignon fotografiert:

Das tanzende Ehepaar Nora und Istvan Rab

Wodka, Kaviar und Klassisches Ballett gehören seit jeher zu den Genüssen, die Rußland der Welt zu den schönen Dingen unseres Lebens lieferte. Und seit jeher war es die Ballettschule am Marinowskitheater in Petersburg — heute Leningrad genannt —, die der ganzen Welt die besten Tänzer und Tänzerinnen schenkte. Auch die UdSSR führte diese Tradition fort. Hier erhielt die Ulanowa, wohl die größte Tänzerin der Gegenwart, ihre Ausbildung. Hier entwickelten sich auch Nora Kovats und Istvan Rab zur Spitzenklasse, ja vielleicht zum besten Tanzpaar der Welt. Im Osten waren sie jedenfalls nicht zu übertreffen. Ob sie auch im Westen die Besten sind?



Denn Nora Kovats und Istvan Rab kamen zu uns in den Westen (siehe Bericht auf Seite 1) und bereiten sich in München auf ihre erste Tournee vor. Unser Berichterstatter Klaus Collignon sah sie dort bei ihrer Arbeit: Bei herrlichen Studien graziöser Sprünge, unvergleichlichen Figuren und Szenen aus dem berühmten „Schwanensee“. „Es war das Schönste, was ich je gesehen habe“, erzählte Klaus Collignon. „In der ersten halben Stunde vergaß ich sogar meine Reportage.“ Dann fotografierte er für den „AUFWARTS“.

Nora und Istvan können aber in München leider nicht nur trainieren. Einen guten Teil ihrer Zeit müssen sie mit dem Lernen der deutschen und der englischen Sprache verbringen. Sie, die in ihrer Heimat alles besaßen, die Haus und Auto ihr eigen nannten, weil sie in Ungarn zur privilegierten Schicht gehörten, brachten nichts mit auf ihrer Flucht. Und doch wagten sie den Sprung in den Westen. Bei allem Besitz fehlte ihnen, was der Künstler wohl am ehesten braucht: Die Freiheit. „Die Freiheit geht uns über alles“, sagte Istvan zu unserm Reporter. „Alles andere, was wir drüben verloren haben, können wir hier im Westen gewiß wiedergewinnen...“



Jch war in Bukarest

Reisebericht von Heinz Stuckmann
Schluß

Wir wollten ins Kino gehen. Neben an im „Cinema Bucuresti“ lief „Die Störenfriede“, laut Aushang ein „froher Jugendfilm der DEFA“.

Wir sahen eine Art umgekehrter Feuerzangenbowle. Schüler trieben den üblichen Unfug mit dem Lehrer, wie ihn Schüler aller Länder mit den Lehrern aller Länder treiben. Aber wenn da, in jener ostdeutschen Schulklasse, mitten in der Stunde der Schwamm plötzlich an der Tafel auf- und abtanzte, dann lachte das Gros der Klasse — alles „Junge Pioniere“, versteht sich — nicht, sondern schaute den Übeltäter böse und strafend an. Denn Unfug stört ja das Lernen und hemmt auch den sozialistischen Aufbau und ist — streng genommen — eigentlich Sabotage. Harter ideologischer Kampf aller „Jungen Pioniere“ überzeugte schließlich die Störenfriede, daß ihr Treiben den Friedenskampf hemme, die Erfüllung des Lehrplans gefährde, sie also künftig nicht mehr störten, sondern sich ganz dem frohen Jugendleben innerhalb der „Jungen Pioniere“ hingaben.

Die Sache hatte nur einen Haken: Wenn der Schwamm an der Tafel tanzte, wenn der Lehrer so hilflos und verzweifelt schaute, wenn die „Jungen Pioniere“ böse auf die Übeltäter sahen, dann wackelten die Wände des „Cinema Bucuresti!“ — vollbesetzt mit FDJ und „Jungen Pionieren“ — durch das Lachen der Zuschauer über den guten Witz mit dem Schwamm. Haben wir gelacht an jenem Nachmittag...

Sowjetmädchen tun das nicht

Die Sowjetmädchen sind da entschieden disziplinierter, und man möchte speziell den Friedensfreundinnen aus dem Westen hier wiederum zurufen: „Lernt von der großen Sowjet-Union!“

Nachts wurde getanzt. Auf allen großen Plätzen war Musik, nach der sich oft Tausende bis zum Morgen-

grauen drehten. Außerordentlicher Beliebtheit erfreute sich dabei der sinnliche „Perenita“, ein rumänischer Volkstanz. Dabei treten junge Männer in den Kreis der Tanzenden und fangen sich mit dem Halstuch junge Mädchen zum Tanzen ein. Nach ein paar Takten knien dann die beiden auf das Halstuch nieder und küssen sich heiß und innig. Das gefiel den kleinen Friedensfreundinnen aus Frankreich und Schweden, aus der Tschechoslowakei und aus Holland recht gut, und sie waren immer bedacht, auch oft genug eingefangen zu werden. Nur Sowjetmädchen habe ich bei diesem neckischen Spiel nie gesehen. Niemand sah sie außerhalb ihrer Gruppe — des Kollektivs.

Kampf den Objektivisten

Ich muß zum Beispiel diesbezüglich noch viel lernen. Das erfuhr ich am 7. August im Stadion „23. August“, Tribüne, 8. Reihe rechts: Ein deutschsprechender Rumäne wollte wissen, wie wir in Westdeutschland leben. „Man hört bei uns so wenig davon.“ Ich erzählte ihm, wie wir uns aus dem Nichts wieder emporgearbeitet hätten, daß es uns — nach all dem, was geschehen sei — wieder recht gut gehe. Ich wollte sagen, daß auch noch manches besser sein könne...

Aber so weit kam ich nicht, und beinahe hätte ich Prügel bezogen. Denn hinter mir saßen zwei westdeutsche Friedensfreunde, zwei von der reaktionären Lehr-Soldateska auf Schritt und Tritt Überwachte, von faschistischen Bluthunden Gehetzte, von den amihörigen Stumm-Polizisten grausam Verfolgte, saßen zwei der geknechteten Patrioten der Adenauer-Republik, die eben aus dem Terror des Westens in die Freiheit des Ostens, in das bessere Deutschland entflohen waren. Und von denen mußte ich mich belehren lassen, daß bei uns unsagbare Not herrsche, die Zahl der Arbeitslosen in die Millionen gehe und jetzt täglich mehr Leute auf die Straße fliegen. „In unserem Betrieb müssen jetzt auch wieder zwanzig Mann Kurzarbeit machen“, sagte der eine. Und ich erfuhr, daß bei uns im Westen die Läden zwar voll sind, daß man aber nicht das Nötigste kaufen kann. Und: daß unsere Wirtschaft kurz vor dem Zusammenbruch stehe. Was soll man da sagen?

Beim Fürst-Pückler-Eis

Abschiedessen im Hotel Ambassador. Beim fünften und letzten Gang — es gab Eis des reaktionären Fürsten Pückler — stellt mein Gegenüber fest, daß ich aus Westdeutschland bin. „Wird man nun den Adenauer, dieses Schwein, wiederwählen?“ — „Der 6. September wird es bringen.“ — „Quatsch! 6. September. Wird sich denn dort — verdammt — niemand finden, der ihn endlich dorthin befördert, wo er hingehört?“

Von der gegenüberliegenden Hauswand strahlten tausende Glühbirnen unentwegt in die dunkle Nacht: „Friede und Freundschaft!“ — „Pace si Prietenie!“ — „Paix et Amitié!“ — „Peace and Friendship!“ Italienisch, Russisch, Arabisch, Spanisch, Schwedisch, Polnisch... immer Friede und Freundschaft!

Hab mein Soll erfüllt

Letzter Abend in Ostbeilin. Ich ging ins Hotel Adria in der Friedrichstraße und trank noch einmal einen guten „Plattensee-Riesling“, einen ausgezeichneten Tropfen, und blätterte in Zeitungen. Irgendwo fand ich ein Gedicht. Das wollte ich mir abschreiben. Überschrift: Lied der Traktoristin.

Mein Liebster ist ein Traktor!
Ich hab mein Soll erfüllt.
Nun bin ich auch ein Faktor
im großen Aufbaubild.

Weiter kam ich nicht. Der Ober sagte: „Zahlen bitte!“ 23.45 Uhr war ich in das Lokal gekommen. 24 Uhr machte der Laden dicht. 0.05 Uhr erschienen die Putzfrauen, nahmen die Tischtücher ab, stellten die Stühle hoch und fingen an zu kehren. Ich kann die Leute verstehen. Der Ober bekommt seine 500 DM (Ost). Trinkgelder darf er nicht nehmen. Weshalb soll er länger bleiben? Weshalb soll er den Gast pflegen, damit er wiederkommt? Das bringt nur Arbeit. Er hatte sein Soll erfüllt.

Auch ich hatte mein Soll erfüllt und fuhr zurück in das monopol-kapitalistische Rest-Deutschland, um weiter zu hungern und zu darben und mich von den amerikanischen Kolonialherren und ihren Helfershelfern knechten zu lassen. Bin ich doch ein dummer Mensch!



KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben
von Palm

★★ Käthe Kruse, die mit ihren Schöpfungen die Puppenindustrie revolutionierte, wurde am 17. September 70 Jahre alt. Ihre Puppen und Schaulensterfiguren sind in der ganzen Welt bekannt. Käthe Kruse wollte Puppen gestalten, die man liebhaben, streicheln und pflegen möchte. Sie tat es und hatte bis heute einen ungeahnten Erfolg. In ihrer Werkstatt, die von Kösen a. d. Saale nach Donauwörth verlegt wurde, werden schon wieder mehr als 130 Menschen beschäftigt.

★ In Westdeutschland wurden bis zum 1. September seit 1946 insgesamt 382 Filme hergestellt. In der Sowjetzone wurden im selben Zeitraum 62 Filme gedreht.

★ Der in der Bundesrepublik hergestellte Film „Hollandmädel“ wurde von den Holländern schlecht aufgenommen. Jan Spierdijk, der Filmkritiker des Amsterdamer „Telegraaf“, schreibt: „Wir werden in diesem Film, gelinde gesagt, dargestellt als ein Volk von holzschuh-tanzenden Vollidioten, die nicht ein vernünftiges Wort über die Lippen bekommen. Besten Dank, ihr deutschen Nachbarn. Für so etwas seid ihr eigens nach Holland gekommen, diesmal nur mit der Kamera bewaffnet.“



★ Die Geschichte von Romeo und Julia ist ein beliebter Plagiatstoff. Zum erstenmal läßt sie sich bei dem Römer Ovid nachweisen, dessen Helden allerdings noch Pyramus und Thisbe heißen. Von Ovid übernahm das Thema der Griechen Xenophon von Ephesus. 1476 taucht es bei dem Italiener Masuccio dei Guadati auf, wird um 1500 von Luigi da Porto, 50 Jahre später von Matteo Bandello übernommen, kurz darauf von Pierre Boaistuau ins Französische übersetzt und von François de Belleforest wieder verwandelt, von Arthur Broke ins Englische übersetzt und dann von Shakespeare dramatisch bearbeitet.

★ Werner Warsinsky, Gewerkschaftskollege aus Lünen, Preisträger im europäischen Buchwettbewerb, will noch vor Weihnachten ein Märchenbuch veröffentlichen. Sein Erstlingswerk, die „Kimmerische Fahrt“, für das er den europäischen Buchpreis erhielt, ist in diesen Tagen auf dem deutschen Buchmarkt erschienen.

★ Drei neue Filme kamen auf die Jahresbestliste der katholischen Filmliga: „Pünktchen und Anton“ nach Erich Kästners Roman, „Mandy“, ein englischer Film über das Schicksal eines taubstummen Mädchens, und die „Rückkehr des Don Camillo“. Mit diesen Neuaufnahmen enthält die Jahresliste der Filmliga jetzt elf Filme.



★ Die deutsche UNESCO-Kommission hat den Kultusministerien der Länder und den Lehrervereinigungen der Bundesrepublik Empfehlungen zur Verbesserung von Lehrbüchern zugeleitet. Es werden Toleranz und Großzügigkeit in bezug auf vergangene Ereignisse nahegelegt. Tatsachen sollten objektiv geschildert, gefühlsmäßige Beurteilungen vermieden werden. Erzieherische Werke müßten in erster Linie dem Frieden dienen.

Leser schreiben an den Aufwärts

Werte des Soldatentums

Daß der „Aufwärts“ kein bißchen Sinn für die echten Werte des Soldatentums hat, hat er ja schon des öfteren zur Genüge bewiesen. So wundert mich auch nicht die erneute Verunglimpfung der Soldaten in der Nummer 6 vom 3. September, Artikel „so schön Soldat zu sein?“ und die Bilder dazu. Das Fragezeichen hinter der Überschrift hätten Sie sich ruhig sparen können. Ich war zwölf Jahre dabei und muß es ja schließlich wissen. Da kann ich Ihnen nur versichern: es war sehr schön! Zwar war es auch manchmal sehr schwer (kein echter Soldat wird das verschweigen). Aber was heißt das schon. Das versinkt in der Erinnerung. Es bleiben (und sie bleiben immer, meine Herren Besserwisser vom „Aufwärts“) die unvergesslichen Erlebnisse von Mut und Treue, Kameradschaft und Korpsgeist, Einsatzbereitschaft und nicht zuletzt das Fronterlebnis. Wenn unsere Jugend heute durch diese — ich gebe zu — harte, aber gute Schule ginge, sähe sie etwas anders aus.

A. Mains, Stabsfeldwebel a. D., Pforzheim

Salonkommunist Stuckmann

Mit eurem „Mitarbeiter“ Heinz Stuckmann habt ihr euch ein nettes Kuckuckssei ins Nest legen lassen. Nun, das kann vorkommen. Um so unverständlicher ist es, daß der „Aufwärts“ (den ich sonst sehr schätze) dessen ebenso geschmacklosen wie östlich orientierten Bericht über die Bukarestreise abdruckt. Freilich ist das das Raffinierteste, was ich je gelesen habe. Man muß schon sehr aufmerksam lesen, um dahinterzukommen. Aber findet ihr auch nur ein Wort von Kritik in seinem Artikel? Ich nicht. Was im Osten vorgeht, sollte uns überhaupt nicht interessieren. Was von dort kommt, ist doch nur Lüge und Verdrehung. Es dient vor allem nur dem einen Zweck: Die Bundesrepublik kommunistisch zu unterwandern und zu verseuchen. Es ist traurig, daß sich der „Aufwärts“ zu so etwas mißbrauchen läßt.

Und nun wird es endlich Zeit, daß ihr dem Salonkommunisten Stuckmann den Stuhl vor die Tür setzt.

Dein es gut und ehrlich meinender Leser
W. Brückmann, Aachen



Don Camillos Einkehr?

... Was sagt „Aufwärts“ zu dieser Karikatur? Ich fand sie im „Mittag“.
K. Bolz, Köln

Nicht alle auf der Latte

Dürfen wir einmal reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist? Als wir die Bilder zu Deinem Artikel „Diese Möbel im Jugendheim?“ sahen, haben wir in unserer Gruppe fast einstimmig gesagt: Die haben sie bestimmt nicht alle auf der Latte! Wenn sich die Amerikaner so ein verrücktes Zeug aufstellen, mögen sie es tun. Wir sind in so etwas demokratisch. Wenn aber solche Möbel in Deutschland aufgestellt werden, wo wir doch unsere gute alte Volkskunst haben, dann kann man nur den Kopf schütteln. Nun sollen wir auch noch solchen Blödsinn ins Heim stellen. Lieber „Aufwärts“! Sei uns nicht böse, wenn unser Urteil so hart ist, aber wir haben es ehrlich gemeint.
Elli Sanner und Ruth Erpenbach, Bonn

Können was vertragen

Vielen Dank für den Hinweis „Möbel im Jugendheim“ in Nummer 19. Ich glaube, solche Möbel könnten ein Heim in jeder Weise gemütlich machen. Denn sie sehen gut aus und können bestimmt auch allerhand vertragen. Und das ist ja in einem Jugendheim nicht unwichtig.
Ingeborg Porade, Mannheim-Käfertal

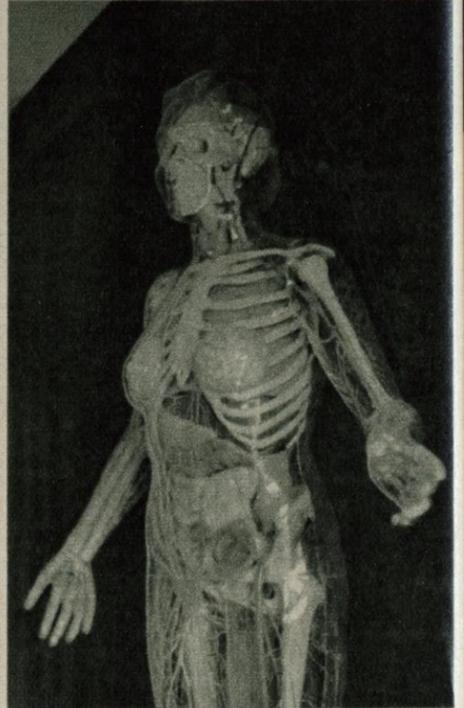
Anständig verlieren

Alle Achtung und meine Anerkennung für den Artikel „Das Vertrauen gehört Adenauer“ in Nummer 19 vom 17. September. Das ist Demokratie im Alltag. Ich bin zwar nicht sehr erbauet vom Ausgang des Wahlergebnisses, aber man muß auch anständig verlieren können. Und das tut ihr. Nochmals: alle Achtung!
K. B., z. Zt. Ulm

Vielen Dank! Nur müssen wir einen Irrtum klären: Wir haben nicht verloren. Wir sind parteipolitisch neutral.
Die Redaktion

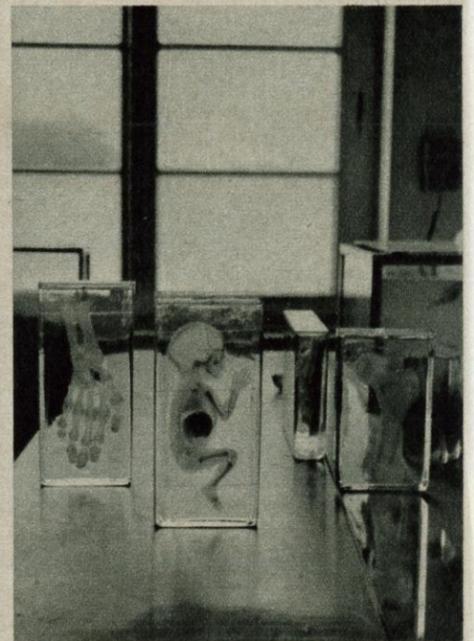


Durch den Mund fotografiert! Unser Berichtstatter stellte sich hinter das übergroße Modell eines gigantischen Kopfes (rechts). In der Kölner Werkstatt des Deutschen Gesundheitsmuseums werden Lehrmittel hergestellt, die über den Menschen und seine Gesundheit aufklärend wirken sollen ...



Das berühmteste Modell ist der gläserne Mensch (oben). Ein Arbeiter braucht für seine Fertigstellung zwei Jahre. In der ganzen Welt sind diese Modelle für die Volksaufklärung begehrt. An jedem Mittwoch können die Kölner ihre gläserne Frau besuchen. Hier besichtigt Frau Schmitz interessiert ihre künstliche Geschlechtsgenossin. (Siehe Bild links.)

Besuch bei der gläsernen Frau



Der Verkauf von Präparaten und Modellen finanziert die heute besonders wichtige Gesundheitserziehung des Museums nicht allein. Auch der DGB unterstützt die Arbeit dieses Instituts, welches in seiner Art einmalig auf der Welt ist.

Mit Harpune und Dynamit

Fortsetzung von Seite 6

Boot. Wir mußten weit hinaus ins Offene segeln und dann im Zickzack Limniona ankreuzen. Das ging viel langsamer, als der Barbajanni vermutet hatte. Wir hatten Glück, daß wir noch gedörrten Tintenfisch unter dem Achterdeck fanden. Er war von der Feuchtigkeit mit Schimmel beschlagen. Aber was scherte uns das. Wir reinigten ihn im Salzwasser, und ich zerkaute die gummihafte Masse mit nervöser Gier. Das wichtigste war ja, jetzt auf den Beinen und frisch zu bleiben. Uns stand ja bevor, den Schatz von der Kapelle unserer heiligen Mutter bis nach Limniona hinunterzuschleppen. Das war eine Arbeitsleistung, die alle unsere Kräfte erfordern würde.

Limniona lag Gott sei Dank im Windschatten jener Wetterbewegung, die, von Südwesten kommend, nach Nordosten hinüberdrückte. Wir konnten ohne Schwierigkeiten landen. Vorsichtshalber zogen wir das Boot auf den Sand. Barbajanni lockerte den kleinen Stöpsel unter dem Bauch des Agios Nicolaos, damit das Wasser ablaufen konnte, das wir im Kielraum hatten. Und dann stiegen wir in der Schlucht von Limniona empor, nur daß wir auf halber Höhe des Berges nach Mizella abzweigten, anstatt nach Volos. Als Bergstab und Waffe zugleich hatten wir jeder eine Harpune in der Hand. Als wir endlich den Fuß auf die distelüberwucherte Platia der berühmten Ruinenstadt setzten, war der Nachmittag dieses denkwürdigen Tages schon weit überschritten.

Barbajanni, der bis jetzt seine Ruhe und Überlegenheit gut zu wahren wußte, fing nun auch an, Zeichen von innerem Seegang zu zeigen. Er stolperte, fluchte, murmelte dauernd vor sich hin, und seine Augen schienen zu kleinen, brennenden Punkten geworden zu sein, die in dauernder Beweglichkeit über das Gelände, den Himmel, die Bäume, die Büsche, die Mauern und die Felsbrocken hinstreiften.

Ohne erst noch den verwilderten Rebengarten aufzusuchen, wo sich meine Schatzgräberei vollzogen hatte, strebten wir unverzüglich auf die kleine Gedenkkapelle zu. Und ich atmete auf, als wir die Umrise der gestürzten Eiche erkannten. Doch etwas verwunderte mich sogleich. Die Tür des Heiligtums stand offen. Und ich zweifelte keinen Moment daran, daß ich sie geschlossen hatte. Und zwar sorgfältig.

Das war der Vorspuk. Der Hauptspuk war, daß der Schatz fehlte. Wie soll ich es euch erklären, Leute, wie kann ich beschreiben, welche Gefühle uns rüttelten. Der Sack mit dem Schatz von Mizella befand sich nicht mehr unter der Wurzelverknäuelung des heiligen Bau-

mes. Man sah deutlich Schleifspuren am Erdboden. Man sah auch die Spuren von Opanken, und zwar verschiedener Größe. Zwei Männer waren also da gewesen.

Der Verbrannte war uns zuvorgekommen. Mit wunderbarer Kombinationsgabe hatte er aus den Gerüchten, halbwertigen Nachrichten und eigenen Beobachtungen die Wurzel dessen gezogen, was geschehen war.

Er und ich, wir hatten ja die gleiche Schulung durch den Psarathanas genossen. Und der Verbrannte hatte überdies die Gerissenheit bewiesen, sich den Fängen des Gefährlichen beizeiten zu entziehen. Das war noch keinem geglückt, außer uns beiden. Wir hielten uns also die Waage. Jetzt kam es nur noch darauf an, wer wen übertrumpfte. Und daß der Verbrannte die Hölle in Kauf nehmen würde, um den Sieg davonzutragen, war gewiß. Ihm konnte sie allerdings nichts anhaben. Er war zäh wie die Haut einer Muräne. Er selbst war eine Muräne.

Aber er ging zu den Muränen hinab. Schluß folgt.

